

DIE FACKEL

Nr. 246—47

WIEN, 12. MÄRZ 1908

IX. JAHR

Oskar Wildes letzte Veröffentlichung.

Damit der guten Gesellschaft Mitteleuropas, die heute in ihrer Eigenschaft als »Nachwelt« das Andenken eines von ihrer Gesinnung Gemordeten ästhetisch besudelt, der Appetit beim Essen, die Ruhe im Schläfe, die Lust bei der Paarung und die Illusion bei den Dichterehrungen vergehe, schließe ich die Vorstellung eines Lebens der Schönheitstrunkenheit durch diesen Ton des Jammers ab, durch diesen Blick des Grauens.

Karl Kraus.

Vorbemerkung des Übersetzers:

Am 25. Mai 1895 wurde Oskar Wilde zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurteilt. In den letzten Monaten seiner Haft schrieb er sein »De profundis«, das aber erst nahezu acht Jahre später veröffentlicht wurde. Am 27. Mai 1897, unmittelbar nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis, richtete er an den Daily Chronicle den berühmten Brief über »den Fall des Schließers Martin«. Anfangs des Jahres 1898 erschien die »Ballade vom Zuchthaus zu Reading«. Und am 24. März 1898 erschien, wieder im Daily Chronicle, der hier folgende Brief über die Gefängnisreform. Das ist alles, was aus Wildes Feder, von jenem schicksalsvollen 25. Mai 1895 an bis zu seinem Tode, am 30. November 1900, gedruckt wurde. Dieser Brief, der in deutscher Sprache bisher nicht erschienen ist, stellt also die letzte Veröffentlichung Wildes dar.

Wilde hatte sicherlich keinerlei literarische Aspirationen bei Verfassung dieses Briefes. Die Sprache ist, wenige Stellen ausgenommen, von strenger, fast kahler Schlichtheit. Aber gerade diese gewaltig beherrschte Ruhe ist es, die den Meister verrät. Keine leidenschaftlich donnernde Anklage könnte mächtiger, erschütternder wirken als diese einfache Aufzählung von Tatsachen. Man begreift nicht, daß nach Veröffentlichung dieses und des ähnlich gehaltenen Briefes über den »Fall Martin« nicht ganz England in einem Schrei des Entsetzens sich vereinigte. Dies ist vielleicht nur so zu erklären, daß Wilde damals in England ein Verachteter, ein Geächteter war, vor dessen Stimme man sich die Ohren zuhielt. Aber jeder Mensch wird mit Schrecken und mit Staunen in die verschlossene Welt der Gefängnisse hineinblicken. Er wird sich fragen, ob das bei einem zivilisierten Volke möglich ist. Er wird sich fragen, ob dieses Volk das Recht hat, gegen die Greuel der russischen Gefängnisse zu protestieren. Die Reform, die damals vor das Parlament kam, wurde, so viel ich weiß, im Jahre 1899 Ge-

setz. Ihr Inhalt, und inwiefern sie den hier geschilderten Übeln abhalf, ist mir leider nicht bekannt.

Neben dem allgemein menschlichen hat der Brief aber auch ein biographisches Interesse. Obgleich Wilde nur ein— oder zweimal flüchtig von sich spricht, obgleich keine einzige persönliche Klage den ruhigen Fluß seiner Diktion unterbricht, bleibt uns immerfort der Gedanke gegenwärtig, daß er selbst alle diese Qualen an seiner Person erfahren hat, daß sie ihn, den geistig hochstehenden, an ein raffiniert genußreiches Leben gewöhnten Mann, in unausdenkbarer Weise treffen mußten. Daß er dem Wahnsinn entging, der nach seiner Schilderung das Los einer großen Anzahl von Gefangenen ist, erscheint als ein Wunder. Und er entging nicht nur dem Wahnsinn, er schrieb »De profundis«! Um diese Zeit war ihm allerdings durch einen humanen Direktor schon eine Erleichterung gewährt worden.

Ein Satz dieses Briefes muß den damaligen Lesern rätselhaft und unvereinbar mit seinem sonstigen Inhalt erschienen sein: »Glücklicherweise sind die anderen Dinge (die man im Gefängnis lernt) manchmal von höherem Wert«. Keiner von den Lesern konnte damals, sieben Jahre vor dem Erscheinen von »De profundis«, wissen, was mit diesen Dingen von höherem Wert gemeint war. Keiner konnte wissen, daß die Hölle des Gefängnisses für den unglücklichen Mann ein Purgatorium geworden war, in dem alles vernichtet wurde, was niedrig und unrein in seiner Natur gewesen, so daß der edle Kern in voller Reinheit daraus hervorging. Unter den Dingen von höherem Wert, die das Gefängnis ihn gelehrt hatte, stand ihm zuhöchst die Erkenntnis von dem Wert des Leides. »Das Leid und alle Lehren, die wir ihm danken, das ist meine neue Welt«. »Der Schmerz ist die edelste Regung, deren der Mensch fähig ist«. So heißt es in »De profundis«.

Aber nicht alle Menschen sind aus dem Metall Wildes; viele brechen zusammen unter der furchtbaren Last der neuen Lehre. Für diese erhebt er seine Stimme in diesem schönen und ergreifenden Brief. Er unterschreibt ihn: »Der Autor der Ballade vom Zuchthaus zu Reading«. Dieses großartige Gedicht hatte Wilde kurz vorher nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Pseudonym C 33 — der Nummer, die er als Gefangener in Reading trug — erscheinen lassen, und er wollte sein Inkognito offenbar beibehalten. Aber dieses Inkognito hatte niemand getäuscht. Es gab nicht so viele Menschen in England, die ein solches Gedicht schreiben konnten, daß man lange hätte raten müssen, wer sein Autor war. Der vorliegende Brief verrät fast nirgends — nur die ironische Überschrift ist einigermaßen Wildisch — den Künstler, dessen Prosa einst in tausend Facetten funkelte. Aber er ist eine Tat.

L. R.

Wer heute froher Laune bleiben will, lese dies nicht.

An den Herausgeber des Daily Chronicle.

Geehrter Herr !

Ich erfahre, daß das Gefängnisreformgesetz des Ministers des Innern diese Woche zur ersten oder zweiten Lesung kommen soll,

und da Ihr Blatt das einzige in England ist, das ein wirkliches und waches Interesse an dieser wichtigen Frage bekundet, so hoffe ich, daß Sie mir, als einem, der über eine lange persönliche Erfahrung von dem Gefängnisleben in England verfügt, gestatten werden, darauf hinzuweisen, welche Neuerungen in unserem gegenwärtigen unsinnigen und barbarischen System vor allem nötig sind.

Aus einem Leitartikel, der vor etwa einer Woche in Ihrem Blatte erschien, entnehme ich, daß die wesentlichste Reform in einer Vermehrung der Inspektoren und sonstigen offiziellen Persönlichkeiten, die zu unseren Gefängnissen Zutritt haben, bestehen soll.

Eine solche Reform ist vollkommen nutzlos und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Der Inspektor oder der Friedensrichter, der ein Gefängnis besucht, kommt dahin zu dem einzigen Zwecke, um zu sehen, ob die Vorschriften gehörig befolgt werden. Er richtet auf nichts anderes seine Aufmerksamkeit, noch hat er die geringste Macht, selbst wenn er auch den Wunsch hätte, auch nur einen Punkt der Verordnungen zu ändern. Diese Verordnungen selbst sind aber das Sinnlose und Grausame. Keinem Gefangenen ist je von einem der offiziellen Besucher eine Erleichterung zu Teil geworden, noch wurde einem je irgend welche Aufmerksamkeit gewidmet. Die Besucher kommen nicht im Interesse der Gefangenen, sondern um darauf zu achten, daß die Vorschriften befolgt werden. Der Zweck ihres Kommens ist, sich von der Zwangsanwendung eines unverständigen und inhumanen Gesetzes zu überzeugen. Und da sie doch etwas zu tun haben müssen, so gehen sie dabei mit großer Genauigkeit zu Werke. Der Gefangene, dem die geringfügigste Vergünstigung zu Teil geworden, fürchtet das Kommen der Inspektoren, und an den Inspektionstagen sind die Gefängnisbeamten grausamer und brutaler gegen die Gefangenen als sonst. Ihr Wunsch ist natürlich, zu zeigen, welche tadellose Disziplin sie aufrechtzuerhalten verstehen.

Die nötigen Reformen sind sehr einfach. Sie betreffen die körperlichen und die geistigen Bedürfnisse jedes der unglücklichen Gefangenen.

Was die ersten betrifft, so gibt es drei vom Gesetze sanktionierte permanente Strafen in den Gefängnissen Englands:

1. Hunger;
2. Schlaflosigkeit;
3. Krankheit.

Die Kost, die den Gefangenen gegeben wird, ist ganz unangemessen, zum größten Teil von widerlicher Art, in ihrer Gesamtheit ungenügend. Jeder Gefangene leidet Tag und Nacht Hunger. Eine gewisse Menge von Nahrung wird Lot um Lot für jeden einzelnen Gefangenen abgewogen. Sie reicht eben hin, um nicht das Leben, aber die Existenz zu erhalten; ununterbrochen nagt jedoch die Qual und die Not des Hungers an dem Gefangenen.

Die Folge dieser Kost — die in den meisten Fällen nur aus dünner Suppe, schlecht gebackenem Brot, Fett und Wasser besteht — ist Krankheit in der Form unaufhörlicher Diarrhö. Diese Krankheit, die schließlich bei den meisten Gefangenen chronisch wird, ist eine anerkannte Institution in unseren Gefängnissen. In Wands-

worth zum Beispiel — wo ich zwei Monate eingekerkert war, bis ich ins Spital gebracht werden mußte, wo ich weitere zwei Monate blieb — gehen die Schließer zwei— bis dreimal im Tage mit einer starken Medizin herum, die sie den Gefangenen als etwas Selbstverständliches verabreichen. Nach einer Woche solcher Behandlung übt die Medizin, wie zu sagen kaum nötig, keine Wirkung mehr aus, und der unglückliche Gefangene ist ein Raub der schwächendsten, niederdrückendsten und demütigendsten Krankheit, die man sich vorstellen kann. Wenn er dann, wie es oft vorkommt, aus körperlicher Schwäche die vorgeschriebene Zahl von Umdrehungen am Rad oder an der Mühle nicht leistet, so wird er wegen Trägheit angezeigt und in der strengsten und grausamsten Weise bestraft.

Das ist aber noch nicht alles; die hygienischen Einrichtungen in den englischen Gefängnissen sind im höchsten Grade ungenügend. In früherer Zeit war jede Zelle mit einer Art Latrine versehen; diese Latrinen sind aber abgeschafft worden und bestehen nicht mehr. Statt dessen bekommt jeder Gefangene einen kleinen Zinnkübel. Dreimal im Tage ist es ihm gestattet den Kübel auszuleeren; aber er hat keinen Zulaß zu den Waschbecken des Gefängnisses, ausgenommen die eine Stunde täglich, die ihm für den Spaziergang gewährt wird. Und nach fünf Uhr abends darf er seine Zelle unter gar keinen Umständen, aus was immer für einer Ursache mehr verlassen. Ein Mensch, der an Diarrhö leidet, befindet sich daher in einer so unendlich widerwärtigen Lage, daß es unnötig ist, dabei zu verweilen, daß es unziemlich wäre, dabei zu verweilen. Die Qualen des Elends, die die Gefangenen infolge der empörenden hygienischen Einrichtungen durchmachen, sind unbeschreiblich. Und die Luft der Zellen, die durch die ganz unzureichende Ventilation nicht verbessert wird, ist derart verpestet und erstickend, daß es nichts Seltenes ist, daß die Schließer, wenn sie des Morgens auf ihrem Rundgang aus der frischen Luft hereinkommen, von heftigem Unwohlsein befallen werden. Ich habe das selbst in mindestens drei Fällen mitangesehen, und mehrere Schließer haben mir diesen Umstand als eines der widerlichstesten Dinge geschildert, die ihr Beruf im Gefolge habe.

Die Kost, die den Gefangenen gegeben wird, sollte ausreichend und gesund sein. Sie dürfte nicht von der Art sein, die unaufhörliche Diarrhö hervorzurufen, die zuerst eine akute Krankheit, später ein chronisches Leiden wird. Die hygienischen Einrichtungen der Gefängnisse sollten gründlich geändert werden. Jeder Gefangene sollte Zulaß zu den Waschbecken haben, so oft es nötig ist, und sollte seinen Kübel ausleeren dürfen, so oft es nötig ist. Die gegenwärtige Ventilationsart in den Zellen ist vollkommen wertlos. Die Luft kommt durch das dichte Drahtgitter an der Tür und durch die kleine Öffnung in dem kleinen vergitterten Fenster, die zu eng und zu schlecht angelegt ist, um nur halbwegs frische Luft einzulassen. Nur während einer Stunde unter den vierundzwanzig, aus denen der Tag besteht, darf der Gefangene die Zelle verlassen, er atmet also dreiundzwanzig Stunden lang die denkbar verdorbenste Luft ein.

Die Strafe der Schlaflosigkeit existiert, nur in chinesischen und englischen Gefängnissen. In China wird, sie in der Weise angewendet, daß der Gefangene in einen engen Bambuskäfig gesteckt wird, in England verwendet man dazu die Lattenpritsche. Die Lattenpritsche hat den Zweck, Schlaflosigkeit herbeizuführen. Sie hat keine andere Bestimmung, und sie erfüllt diese unfehlbar. Und selbst wenn einem später eine harte Matratze bewilligt wird, wie das im Laufe der Haft zuweilen geschieht, leidet man nach wie vor an Schlaflosigkeit. Denn der Schlaf ist, wie alle gesunden Dinge, eine Gewohnheit. Jeder Gefangene, der auf der Lattenpritsche gelegen hat, leidet an Schlaflosigkeit. Es ist eine empörende und unsinnige Strafe.

Gestatten Sie mir ferner einige Worte über die geistigen Bedürfnisse der Gefangenen. Das gegenwärtige System scheint fast auf die Erschütterung und Zerstörung der geistigen Kräfte abzielen. Und Wahnsinn ist, wenn nicht seine Absicht, doch sicherlich seine Folge. Dies ist eine zweifellose Tatsache, und deren Ursachen sind offenkundig genug. Der Bücher und jedes geistigen Zuflusses beraubt, jeder menschlichen und vermenschlichenden Berührung entrückt, zu ewigem Schweigen verurteilt, abgeschnitten von dem Verkehr mit der Außenwelt, behandelt wie ein vernunftloses Tier, gequält, wie auch ein Tier nicht gequält wird, kann der Unglückliche, der in ein englisches Gefängnis gesperrt wird, kaum dem Wahnsinn entgehen. Ich will bei diesen Entsetzlichkeiten nicht verweilen, noch weniger bloß irgend ein flüchtiges Interesse der Rührung für diese Sache erwecken. Ich will also, mit Ihrer Erlaubnis, nur darlegen, was geschehen sollte.

Jeder Gefangene sollte eine angemessene Anzahl guter Bücher bekommen. Gegenwärtig wird einem während der ersten drei Monate überhaupt kein Buch gestattet, ausgenommen eine Bibel, ein Gebetbuch und ein religiöses Gesangbuch. Nachher bekommt man ein Buch wöchentlich. Dies ist nicht nur ganz ungenügend, sondern die Bücher, aus denen die Gefängnisbibliotheken bestehen, sind auch gewöhnlich wertlos. Es sind der Mehrzahl nach schlecht geschriebene, auf niedrigster Stufe stehende sogenannte religiöse Bücher, in kindischer Sprache verfaßt und ungenießbar für Kinder ebenso sehr, wie für Erwachsene. Die Gefangenen sollten zum Lesen ermuntert werden, sollten Bücher haben können, so viel sie wollen, und die Bücher sollten gut gewählt sein. Gegenwärtig werden sie von den Gefängnisgeistlichen gewählt.

Nach den jetzt geltenden Verordnungen darf der Gefangene nur viermal im Jahre Besuch empfangen, und jeder Besuch darf nur zwanzig Minuten dauern. Dies ist unrecht. Der Gefangene sollte jeden Monat Besuch bekommen dürfen, und es sollte ihm hierfür eine billige Zeit eingeräumt werden. Die Art, wie der Gefangene gegenwärtig den Verwandten oder Freunden vorgeführt wird, die ihn besuchen, sollte geändert werden. Er wird entweder in einen großen eisernen oder in einen großen hölzernen Käfig gesteckt, der eine kleine mit Draht vergitterte Öffnung hat, durch die der Gefangene schauen kann. Die Besucher befinden sich in einem ähnlichen Käfig, der drei oder vier Fuß entfernt ist, und in dem Zwischenraume stehen zwei Schließer, die das Gespräch mit an-

hören und die es nach Umständen unterbrechen oder ganz abschneiden können. Ich beantrage, daß der Gefangene mit seinen Verwandten und Freunden in einem Zimmer soll sprechen dürfen. Die gegenwärtige Art ist unbeschreiblich quälend und empörend. Der Besuch eines Bekannten oder Verwandten ist für jeden Gefangenen eine Verschärfung seiner Demütigung und seiner Seelenpein. Viele verbitten sich lieber jeden Besuch, als daß sie sich dieser Qual aussetzen, und ich muß sagen, daß mich das nicht wundert. Wenn ein Gefangener mit seinem Anwalt spricht, so geschieht das in einem Zimmer mit einer Glastür, hinter der der Schließer steht. Wenn er den Besuch seiner Frau, seiner Kinder, seiner Verwandten, seiner Freunde empfängt, so sollte ihm dieselbe Vergünstigung gewährt werden. Gleich einem Affen, in einem Käfig vor den Augen derer zur Schau gestellt zu werden, die einen lieben und die man liebt, ist eine fürchterliche und nutzlose Herabwürdigung.

Jedem Gefangenen sollte es gestattet sein, wenigstens einmal monatlich einen Brief zu empfangen und abzusenden. Gegenwärtig darf man nur viermal jährlich schreiben. Dies ist vollkommen ungenügend. Eine der traurigsten Folgen des Kerkerlebens ist, daß es das Herz des Gefangenen zu Stein werden läßt. Die Gefühle der Zuneigung bedürfen, wie alle Gefühle, der Nahrung; sie sterben sehr leicht an Entkräftung. Ein kurzer Brief viermal im Jahr ist nicht genug, um die besseren und menschlicheren Regungen wach zu erhalten, durch die allein der Natur die Empfänglichkeit bewahrt wird für die guten und sanften Einflüsse, die dereinst ein gebrochenes, zerstörtes Dasein vielleicht wieder aufrichten können.

Die Praxis, die Briefe der Gefangenen zu zensieren und zu verstümmeln, sollte abgeschafft werden. Wenn einer sich in einem Briefe über die Vorgänge im Gefängnisse beklagt, so wird dieser Teil des Briefes mit der Schere herausgeschnitten; beklagt er sich aber, wenn ihn jemand besucht, durch die Öffnung seines Käfigs, so wird er von den Schließern mißhandelt und jede Woche zur Bestrafung angezeigt, bis die nächste Besuchszeit kommt, um welche Zeit man erwartet, daß er nicht Weisheit, sondern Verstellung gelernt habe. Und die lernt man immer. Sie ist eines der wenigen Dinge, die man im Gefängnis lernt. Glücklicherweise sind die anderen Dinge manchmal von höherem Wert.

Darf ich Ihren Raum noch für das Folgende in Anspruch nehmen? Sie sagen in Ihrem Leitartikel, daß es dem Gefängnisgeistlichen nicht gestattet sein sollte, außerhalb des Gefängnisses einen Beruf oder eine Beschäftigung zu haben. Dies ist aber eine Sache ohne jede Wichtigkeit. Die Gefängnisgeistlichen sind vollkommen unnütz. Sie sind im Ganzen von guten Absichten geleitete, aber törichte, ja alberne Menschen. Sie sind von gar keinem Wert für den Gefangenen. Einmal in sechs Wochen etwa dreht sich der Schlüssel an der Zellentür, und der Geistliche tritt ein. Man steht natürlich ehrerbietig da. Er fragt, ob man die Bibel gelesen habe. Man antwortet »Ja« oder »Nein« wie es eben sein mag. Er zitiert dann einige Bibelstellen und geht wieder. Manchmal läßt er einen Traktat zurück.

Diejenigen, denen es nicht gestattet sein sollte, außerhalb des Gefängnisses irgendeine Beschäftigung zu haben, das sind die Gefängnisärzte. Gegenwärtig haben diese Ärzte fast immer eine mehr oder minder ausgedehnte Privatpraxis und sind häufig auch noch in anderen Instituten angestellt. Die Folge davon ist, daß die Gesundheit der Gefangenen vollkommen vernachlässigt und daß auf die sanitäre Beschaffenheit der Gefängnisse gar nicht geachtet wird. In ihrer Gesamtheit betrachte ich die Ärzte noch heute, wie schon seit meiner frühen Jugend, als die humanste Berufsklasse, die es überhaupt gibt. Aber ich muß die Gefängnisärzte ausnehmen. Sie sind, soweit ich sie selbst kennen lernte, und nachdem, was ich von ihnen im Spital und anderwärts sah, roh von Gemüt, brutal im Benehmen und vollkommen gleichgültig gegen die Gesundheit der Gefangenen oder ihr Schicksal überhaupt. Wenn den Gefängnisärzten jede andere Praxis untersagt wäre, wären sie gezwungen, an der Gesundheit und den Lebensbedingungen der ihnen anvertrauten Menschen einigtes Interesse zu nehmen.

Ich habe versucht, hier einige der Reformen darzulegen, die ich in unserem Gefängnissystem für notwendig halte. Sie sind einfach, leicht durchführbar und human. Sie sollen natürlich nur einen Anfang darstellen. Aber es ist hohe Zeit, daß der Anfang gemacht werde, und er kann nur herbeigeführt werden durch einen starken Druck der öffentlichen Meinung. Dieser soll durch Ihr einflußreiches Blatt hervorgerufen und gefördert werden.

Aber um selbst diese Reformen zur Wirkung zu bringen, bleibt noch viel zu tun. Und die erste und vielleicht schwierigste Aufgabe ist, die Gefängnisdirektoren menschlicher, die Gefangenenwärter erträglicher, die Gefängnisgeistlichen christlicher zu machen. Empfangen Sie, usw.

Der Autor der »Ballade vom Zuchthaus zu Reading«.



Das Wesen der Musik.

Der Trieb der Verständigung, der aus allen Elementen der Sinnlichkeit eine Sprache bilden will, bemächtigt sich auch der in die Wahrnehmungen gelegten Affekte, und macht sie konventionell und trügerisch. Jede Art von Sprache ist auf ihrer ersten Stufe Gefühlsvortäuschung, etwas der Schauspielerei sehr nahe Verwandtes. Mit der mehr und mehr vervollkommneten und verkürzten Mitteilungstechnik werden aber die sinnlichen Substrate immer knapper und flüchtiger. Die Raschheit der Verständigung fordert den geringsten physischen Kraftaufwand: die ausdrucksvolle, ausgreifende Bewegung sänftigt sich zur kurzen Gebärde, der Schrei dämpft sich zum Laut, das Bild verblaßt und schrumpft zum Schriftzeichen ein, der Affekt wird durch die Bedeutung ersetzt, die Phantasie durch den Verstand. Und es würde allmählich eine totale Intellektualisierung aller Gefühlswerte platzgreifen, wenn der Strom der Entwicklung, dem Theoretiker zuliebe, in einem einzigen Bette glatt und

hemmungslos dahinflösse. Dieser Strom aber teilt sich in unzählige Arme, bildet Inseln und Sandbänke. Und Schnellen und Katarakte komplizieren seinen Lauf mit Wogen, Stürzen und glitzernder Gischt ... Wenn einer der Entwicklungsströme allzujäh den Tiefen der Erkenntnis zustürzt, dann wird sein Wasser von den granitnen Gründen zurückgeschleudert, — und ein Teil zerstäubt zu leuchtenden Tröpfchen und schwebt eine Weile als anmutige Wolke über dem Brausen des Kessels. Diese Wolke ist die Kunst. In der kalten und schaurig—ungewohnten Region des Geistes fror es den Menschen und er sehnte sich zurück nach der wärmeren Heimat der bedenkenlosen Affekte, und wenn Gebärde, Wort und Zeichen seinen Intellekt müde gemacht haben, möchte er sich an dem Gefühlswert erholen, den diese Träger des Gedankens noch aus der Zeit in sich schließen, da sie erst Bewegung, Schrei und Bild waren. Und weil Gebärde, Wort und Zeichen als solche durch Zweck und Konvention der Mitteilung verflacht, oberflächlich gemacht wurden und an unmittelbarer gefühlsweckender Wirkung sehr verarmt sind, müssen sie auf künstliche Weise wieder möglichst *verstärkt* und ausdrucksvoll gemacht werden. Mittel hierzu sind: Verstärkung der physischen Sinnlichkeit, beim Worte z. B. Macht, Umfang, Schmelz der Stimme (Rhetorik), der Gleichklang (Poetik) und Begleitung durch künstlichen Schall (Instrumentalistik), beim optischen Zeichen räumliche Ausdehnung (Monumentalistik) und Begleitwirkung der Farbe (Koloristik), bei der Gebärde die Nachahmung der bei extremen Affekten beobachteten extremsten Bewegungen (Naturalistik) und Begleitwirkung durch Maskierung (Mimik mit Einschluß des Kostüms); dann die besondere Anordnung der Sinneseindrücke, die Rhythmisierung, u. zw. der Bewegung (Gestik, Tanz), des Schalles (Rhythmik, Melodik), der Form (Symmetrik, Architektonik), des Klanges und der Farbe (Harmonik); schließlich die Kumulierung der Eindrücke, die Kombination der Künste (Szenik, Gesamtkunstwerk). Es ist klar, daß solche Künste, insbesondere die kombinierten, nur vermöge eines außerordentlich festen Systems von Konventionen sich entwickeln können¹. Jede Geste, jede Stimmnuance, jede rhythmische und melodische Folge, jeder Klang, jede Farbe hat in den Anfängen der Kunstentwicklung eine feststehende, unantastbare Bedeutung. Und jede Neuerung wird hier als schlimmste Ketzerei betrachtet. Wieviel Willkür aber fordert die Konvention! Wieviel Verbiegungen, Vertauschungen, Umkehrungen des ursprünglichen Sinnes, welche babylonische Verwirrung für den, der außerhalb der Konvention steht! Man denke sich einen aus dem Grabe erstandenen alten Römer in einer lateinisch gesungenen großen Oper italienischen Stils, man spiele einem hochkultivierten Chinesen eine Beethovensche Symphonie vor, man stelle einen vornehmen Perser vor ein Bild des Murillo ...

In den Künsten wird der sinnliche Eindruck alsbald zum Symbol, zum Träger einer Gefühlsbedeutung. Und wie weit diese Gefühlssymbolik die künstlerische Wieder—Vergeföhlung der durch ihre Vergeistigung zum größten Teil entföhlten Akustik und Optik durch Umsymbolisierung des Verstandesmäßigen ins Geföhlsmäßige — wie weit solche Symbolik der Symbole von sinnlicher Wahrnehmung der Realität entfernt ist, möge man daraus ermes- sen, wieviel Konvention und Symbolik bereits in der scheinbar so objektiven Anschauung und Empfindung des nackten menschlichen Körpers enthalten ist, wie verschieden derselbe weibliche Körper auf einen Norweger und Japaner wirkt. Von allen Kunstkonventionen aber entsteht die musikalische als letzte und komplizierteste. Sie hat die Konventionen der Bewegung und des

1 Vergleiche hierzu meinen Artikel »Die Voraussetzungen des Theaters«, 'Fackel' Nr, 219 — 220. [KK]

Wortes zur direkten Voraussetzung. Denn der Gesang, ohne den die Entstehung einer absoluten Musik fast undenkbar wäre, besteht aus Rhetorik und Rhythmik. Das Lied war ursprünglich nichts anderes als skandierter Vortrag und die ursprüngliche Melodik war eine mehr als bescheidene. Daß der »Geist« der Musik ein entlehnter ist, nämlich der Geist des Wortes, wurde ja in neueren Epochen von ihr zu leugnen versucht, daß ihr elementar Körperliches nichts anderes ist als rhythmisierte Bewegung, konnte sie ohne Selbstverleugnung schlechterdings nicht wegdisputieren. Der innige Zusammenhang von Musik und Bewegung liegt ja auch heute noch ganz offen zutage. Blutumlauf, Gang, Marsch, Lauf und Tanz lieferten der Musik die typischen Rhythmen und man könnte im Groben und Großen die Musik als einen in erstaunlich vollkommenem Maße geglückten Versuch erklären, Bewegung in besonderer, lustvoller Weise *hörbar* und ohne Anstrengung mit Genuß fühlbar zu machen.

*

Während die Melodik und Harmonik sich auf der Grundlage des Gesanges ausbildeten, nimmt die Instrumentalistik zunächst von der reinen Bewegung ihren Ausgangspunkt. Wenn Arbeiter einen Pfahl in den Boden treiben und gemeinsam im selben Tempo das Seil des Fallgewichtes heben und loslassen sollen, so schreien sie im Rhythmus »hoch—rück« oder es übernimmt einer — der Aufseher — die Angabe des Taktes und ersetzt den ermüdenden Schrei durch Händeklatschen oder Stampfen: dies ist dann die primitivste Instrumental—Musik. Und wenn er — zur Schonung der Hände oder Füße — zwei Hölzer aneinanderschlägt, ist dies das primitivste Instrument. Das erste aller Instrumente ist das unstimmbare und im wörtlichsten Sinne monotone Schlagwerk: die Trommel. Die Urform der Trommel mögen etwa zwei Hölzer oder auch zwei Schwerter oder Speere zum Aneinanderschlagen gewesen sein. Später erst dürfte der Gong erfunden worden sein und aus verschiedenen gestimmten und stimmbaren Trommeln entstanden eine ganze Reihe von Musikinstrumenten. (Die Geschichte der Musikinstrumente, soweit sie bis ins Prähistorische verfolgbar ist, und die Vergleichung der Musikinstrumente bei wilden Völkern müßte dem Psychologen die dankenswertesten Aufklärungen — nicht nur musiktheoretischer Natur — geben!)

Der elementare und technische Körper der Musik bildete sich mit dem geschärften Sinn für Bewegung und Rhythmik und mit der wachsenden Geschicklichkeit der Bewegung und ihrer künstlichen Mechanisierung aus. Als ursprünglichste Musik darf wohl das Singen oder Trommeln zu gleichmäßiger Muskelarbeit, zu rituellen oder kriegerischen Märschen (die feierliche Prozession, der Kriegszug) und zum festlichen und sinnlichen Tanze angesehen werden. Dieser Hauptarm der Musik, der seine eigentliche Wirkung aus der Rhythmik ableitet, trifft in erster Linie das Nervensystem. Diese Musik wirkt tonisch. Sie soll die Müdigkeit des Arbeiters durch den Reiz auf das motorische Nervensystem überwinden; sie soll die Länge der Arbeitszeit durch die rhythmische Interpunktierung kürzen; sie soll den Gang des Priesters regelmäßig, ungewöhnlich, eindrucksvoll, den Gang des Kriegers elastisch, rasch, entschlossen machen; sie soll die Menge festlich, das Heer kriegerisch stimmen. Sie soll endlich auch ein Ventil für gehemmte Bewegungslust sein: man tanzte zum erstenmal da, wo man lieber über ein Feld gelaufen wäre, ein Weib umarmt, einen Feind bekämpft, ein Tier gejagt, ein Pferd geritten hätte, man tanzte, weil kein Feld zum Durchlaufen, kein Weib, kein Feind, kein Beutetier, kein Pferd da war und man sich nicht anders zu helfen wußte. Und wo

man nicht einmal tanzen kann, wirkt auch das bloße Hören von Tanzrhythmen als Erlösung.

Der andere Hauptarm der Musik nimmt seinen Ausgangspunkt von der im Worte eingeschlossenen Gefühlssymbolik, von der Rhetorik, vom gesanglichen Vortrag. Diese Musik wirkt hauptsächlich auf die Phantasie und erleichtert die Gefühlsimagination. Sie belebt das Wort durch eine ebenso falsche als brutale gefühlsmäßige Interpretation, sie macht das eindeutige, knappe Wort (den Text einer Erzählung oder eines Gebetes) vieldeutig und dadurch vielbedeutend. Sie ersetzt den abstrakten Realismus des Wortes durch den Konkretismus imaginärer Gefühle, sie »erhebt«, indem sie die Phantasie beweglich macht und mit ihrer sinnlichen Brutalität die Schranken der Logik und Wirklichkeit wegtaucht. Diese Musik erlaubt es dem Durchschnittsmenschen, sich für kurze Zeit an Hochgefühlen zu berauschen, sich bedeutsam und erhaben zu fühlen, das Bewußtsein der Macht und Freiheit auszukosten, sich zum schaffenden Phantasten, zum Künstler emporzuschrauben. Diese Musik ist ein Narkotikum. Daß sie der Anregung und Stütze des Wortes auch dort, wo sie scheinbar absolut — für sich — auftritt, nicht entbehren kann, ersieht man daraus, daß sie eigentlich erst in Verbindung mit dem Schauspiel, zuerst als Chor—, dann als Sologesang (Oper), erstarkte und so weit sich vervollkommnete, daß sie es endlich wagen durfte, ohne das unmittelbar begleitende Wort verstanden werden zu wollen. Dies wäre jedoch ohne vorherige lange und innige Verbindung mit dem Worte niemals möglich geworden. Erst wenn die Konvention des Wortes durch lange Übung und vielfach modifiziert in die Konvention der Tongebärde übergegangen ist, erst wenn die Musik das Wort *verdaut*, einverleibt hat, ist sie imstande, auf fremden Füßen wie auf eigenen zu stehen, »absolut« zu sein.

*

Wenn man bedenkt, welch langer und mühevoller Übung es bedurfte, für den Klang jedes einzelnen Instrumentes eine akustische Konvention zu finden und diese Konvention wieder mit der Konvention und Symbolik des Wortes übereinzustimmen, die Instrumente untereinander in Einklang zu bringen und überdies noch eine Konvention für den ganzen technischen Körper — das Orchester — zu erreichen, dann ist es begreiflich, daß man das Resultat solch ungeheurer, vieltausendjähriger Arbeit, die neuere Musik — indem man alle ihre Vorbedingungen und Vorstufen vergißt — für ein unbegreifliches Wunder, für einen Ausfluß der Gottheit oder des Weltenwillens hält. Welche Kunst gebietet aber auch über eine Resonanz von so zwingender sinnlicher Wirkung, wie es der moderne Instrumentalkörper ist!

Die Instrumente dienten zuerst nur zur Regulierung, zur Führung der Gesangsstimmen, aber allmählich und schrittweise erfolgte das Überwuchern der fast unbegrenzte Möglichkeiten in sich bergenden instrumentalen Akustik über die der Menschenstimme und das völlige Übertragen der Gesangssymbolik auf die Instrumente. Diese absolut gewordene Musik ist am weitesten von ihrem Ausgangspunkte, von der Natur, vom »Wesen« der Dinge entfernt; sie ist die äußerste Verflüchtigung der realen Affekte, sie ist das Produkt vielfacher, ununterbrochener Umdeutung von Zeichen für Affekte, sie ist die konventionellste Symbolik, die überhaupt möglich ist. Sie ist vom logischen Gedanken, vom realen Gefühl und vom klar vorgestellten Bilde gleich weit entfernt, sie ist irrealer als diese Kategorien und daher zugleich allgemeiner und leichter deutbar. Sie ist etwas extrem Subjektives und daher in ihrer Objektivierung unverständlich und unendlich vieldeutig. Sie kann nicht verstanden, aber leicht und vielfach gefühlsmäßig gedeutet werden. Und gerade seiner

Vieldeutigkeit halber wird das Substrat solcher Mitteilung immer wieder für ein reales Objekt genommen, dem die empfundenen Affekte als Eigenschaften anhaften. Die Musik symbolisiert Gefühle, das sinnliche Substrat der Musik löst sie im Hörer subjektiv aus und der Hörer empfindet sie als objektiv real. Und dies gelingt umso leichter, als eine Kritik des Empfindens unmöglich ist. Wo es kein Verstehen gibt, glaubt jeder richtig zu verstehen, weil er *sich* mühelos in das umfängliche Schema einstellen kann. *Die Musik vermittelt die leichteste Möglichkeit der Gefühlsschwelgerei ohne intellektuelle und moralische Zensur.* In ihr vermag alle Gefühlssehnsucht sich schrankenlos, ohne logische Bedenken, ohne Scham und andere ethische oder soziale Hemmungen auszutoben. Dies ist das eigentliche Geheimnis der Musikwirkung. Musik ist ein Ventil für alle Gefühle, die sonst unerlaubt sind, die in Form von Gedanken, spontanen Affekten oder deutlichen Phantasien sündhaft oder böse wären. In Form von Musikmachen oder —hören darf die prüdeste Jungfrau alle Zügel schießen lassen, so ungestüm sexuell wie ein brünstiger Faun oder so raffiniert erotisch sein wie ein überwitzter Wüstling. In Form von musikalischer Erregung darf der korrekteste Staatsbürger so wild, zerstörungslustig und revolutionär sein wie der wütigste Anarchist. Das eine ist keine Sünde, das andere kein Verbrechen, das Gefühl ist so täuschend verwandelt, daß niemand — auch der Fühlende nicht — es weiß; das eine heißt etwa »Tristan« oder »Salome«, das andere heißt vielleicht »Neunte« oder »Siegfried« und bedeutet (nach der maßgebenden Auffassung der Musikgelehrten) natürlich ganz andere — entgegengesetzte! — Dinge. Während aber die Musik für verpönte Gefühle ein Ventil ist, ist sie für den geplagten Intellekt ein Asyl. In der Musik ruht der Geist aus. Und dies ist der Sinn und die große Rechtfertigung nicht nur der Musik, sondern der Kunst überhaupt, daß sie dem Geiste Erholungspunkte bietet, daß sie zu jenen Pausen einladet, in denen der Geist nicht nur ruht, in denen er auch wächst und für seine schwierigsten Aufgaben Kräfte sammelt. Die Kunst teilt diese hohe Bestimmung mit dem Weibe. Aber wie die Geschlechtslust, so kann auch der Kunstgenuß zur Leidenschaft entarten und Leid statt Lust, Schwäche statt Kraft bringen. Einen, der in geschlechtlicher Leidenschaft die Zügel über sich selbst verliert und zum Hörigen seiner Passion wird, nennt man mit Recht einen Weibsknecht. Ich nenne daher die, denen die Kunst zum unentbehrlichen Narkotikum geworden ist, Kunstknechte. Und solche haben so wenig Anrecht auf den Titel vollwertiger Kulturmenschen wie Weibsknechte. Mir ist sogar der Lüstling noch lieber als der Künstler. (Man darf auch den Hersteller einzelner Kunstwerke, den Kunstwerker, nicht mit dem Künstler verwechseln, der ein Initiator und selbstherrlicher Gewaltenmensch ist.) Und gerade die Musik fordert zahllose Opfer, weit mehr als der Alkohol. In der Musik ruht der Geist sehr häufig so gründlich aus, daß die unter dem Namen Musikerkretinismus wohlbekannten Verblödungserscheinungen gezeitigt werden. Die Musik gestattet die zeitweilige Rückkehr des Intellekts auf eine Vorstufe seiner Entwicklung, in der an Stelle der scharfen Unterscheidung der verschiedenen Kategorien der Realität ein gewisser Dämmerzustand herrscht, in welchem Denken, Vorstellen und Fühlen noch wenig differenziert sind. »Musik bespült die Gedankenküste. Nur wer kein Festland bewohnt, wohnt in der Musik.« (Karl Kraus.) Es gibt aber nur sehr wenige, die Festland bewohnen und es ist leichter, angenehmer, romantischer und sogar künstlerischer, sich von den Wellen der Gefühlskonvention tragen zu lassen, als auf den Beinen eigenen Denkens zu wandern.

Karl Hauer.



Der Selbandere ¹.

Ich kenne einen Reporter, der berühmter Männer Umgang genossen und sogar Ibsen besucht hat, nur leider erst in den Tagen, als der altersschwache Dichter schon nicht mehr im Vollbesitz seiner früheren Grobheit war. Im Grand—Hotel von Christiania, wo Ibsen seine gewohnte Lesecke lange nicht bezogen hatte, betrachtete man den ruhigen Verlauf des Empfangs als einen Beweis der Verschlechterung seines Zustandes. Der Dichter, der in gesunden Jahren kaum zu einem Kopfnicken zu bewegen war, hatte sich von einem Wiener Journalisten interviewen lassen. Das war der Anfang vom Ende, und der Tag ließ nicht lange auf sich warten, da der Publikation authentischer und durch keinen Zwischenfall getrübt Ibsen—Erinnerungen nichts mehr im Wege stand.

Zahlreich sind die Fälle, in denen unser Freund den Zeitpunkt wahrzunehmen verstanden hat, wo der Kräfteverfall einen leidenden Dichter gegen jede Art von Annäherung wehrlos macht. Ein Beispiel aber, daß die ungewohnte Duldung nicht bloß das Symptom eines Schwächezustands, sondern auch eine Vermehrung der Leiden bedeuten kann, bot das Ende Otto Erich Hartlebens. Als dieser sich mit seiner kranken Leber durch die Wälder Karlsbads schleppte und auch nicht mehr wie einst instande war, einen nüchternen Gesellen zu verscheuchen, da schien unser Freund in der Pflicht treuer Gefolgschaft förmlich aufzugehen. Wer den Ruhm mit der dreimal gespaltenen Zeile mißt, wird sagen, daß keiner von beiden es zu bereuen hatte. Denn Hartleben starb zwar, aber der Begleiter veröffentlichte Erinnerungen an ihn. So oft sich der Todestag Hartlebens ² jährte, verrichtete er diesen Akt der Pietät. Und auch diesmal ging er hin und legte ihm Stilblüten aufs Grab, als wär's ein Kranz von Immortellen. Er nannte ihn kurz Otto Erich und begann seinen Nachruf mit der Behauptung, sie seien einmal nach einer Probe »selbander hinaus in den schönen Herbsttag an den rebenbewachsenen Saum der Stadt gewandert«. Das ist leider nur zu wahr. Aber wenn auch das Andenken Hartlebens durch solche Enthüllung nicht gerade gefeiert wird, so muß man doch sagen, daß echter Pietät Schmeichelei noch weniger frommt. Wer ihn freilich gekannt hat, weiß, daß er in so einem Fall wenigstens das Wort »selbander« nicht gebraucht hätte. Otto Erich hätte nur zugegeben, daß er die Absicht hatte, an einem schönen Herbsttag an den rebenbewachsenen Saum der Stadt zu wandern, und daß sich ihm einer von jenen angeschlossen hat, die zwölf auf ein Dutzend gehen — wobei man aber immer noch vorsichtshalber nachzählen muß —, einer von jenen, die nicht nur hinter den Kulissen stehen, sondern auch sonst hinter allem, wo den dort nicht Beschäftigten der Eintritt verboten sein sollte; einer von jenen, die ihr Hohlmaß aufstellen, wenn's vom Ruhm eines andern tropft, einer, der kein eigenes Selbst hat, mit einem Wort, ein Selbanderer, Immerhin, der gemeinsame Spaziergang ist nicht in Abrede zu stellen; die Sitte besteht, und alle Dichter, die Wien besu-

¹ Aus dem 'Simplicissimus'.

² 11. Februar 1905

chen, müssen sich ihr fügen. Es ist jenes Spazieren, das für den einen Teil nicht ehrenvoll ist, aber wenigstens dem andern Gewinn bringt. Wenn ein Dichter in Wien ankommt, so ist nicht immer ein Träger auf dem Bahnhof, der ihm sein Gepäck abnimmt, aber immer ein Interviewer, der ihn nach seiner Weltanschauung fragt. Und im Hotel erscheint auf einmaliges Läuten wieder nur ein Interviewer, und auf dreimaliges kein Hausknecht, der Abhilfe schaffen könnte. Man sollte nun glauben, wenn ein Dichter in solcher Lage zum Stock greift, daß dies nicht immer eine Einladung zum Spaziergehen bedeuten müsse. Aber die Dichter haben sich schließlich der weniger sympathischen Auffassung anbequemt und sind auf die Versicherung hin, daß das Leben in Wien trotz alledem gemütlich sei, selbender über die Ringstraße gezogen. Hartleben, so erfahren wir, habe bei solch einer Gelegenheit plötzlich ausgerufen: »Dieses Wien ist doch eine einzige Stadt!«. Der Begleiter meint nun allerdings, Otto Erich habe die Schönheiten Wiens gemeint, aber Otto Erich meinte den Begleiter, dessen Spezies eben dieser Stadt ihre besondere Eigenart gibt. Hier, wo alles auf intime Wirkung berechnet ist, schafft auch noch die äußerste Zurückhaltung Intimität. Jedes Wort, das man spricht, wird aufgehoben, jedes Wort, das man nicht spricht, wird nachgeholt, und es entwickelt sich nach dem Tode des Sprechers eine rege Beziehung, deren Herzlichkeit in der Literaturgeschichte schon deshalb bemerkt werden muß, weil sie mit der Entfernung vom Sterbetage zunimmt. Otto Erich sei in den letzten Jahren wortkarg gewesen, sagen seine Freunde. Aber ein Füllhorn von Vertraulichkeiten, jokosen Bemerkungen und Material für künftige Anekdoten hat er über den Selbandern ausgeschüttet. So verriet er ihm auch, wer das Modell zu seiner »Angèle« war. Ein Mädchen, »das sich nicht des besten Leumunds erfreute«. Otto Erich nahm sie zu sich, wurde auf Veranlassung seines Onkels zur Polizei zitiert und sagte dem Beamten, der ihm seine Lebensweise vorhielt: »Das Mädchen ist meine Braut«. — »Wie heißt Ihre Braut?« fragte der Beamte. Und Otto Erich wußte nur den Vornamen ... Aber die Geschichte ist durch einen Druckfehler um ihre Pointe gebracht. Nicht der Beamte hatte jene indiskrete Frage an Otto Erich gestellt, sondern der Begleiter, und zwar war er ihm in dem Moment, als Hartleben Angèle als seine Braut bezeichnete, mit der Frage ins Wort gefallen: »Wie heißt Ihre Braut? ...« In Karlsbad spielte sich der Verkehr eingeständenermaßen schon in weniger freundlichen Formen ab. Hartleben war krank und brauchte Ruhe. Der Arzt hatte ihm drei Becher verordnet, die man auf den nüchternen Magen immerhin leichter verträgt, als einen einzigen Interviewer. Der aber wich nicht von seiner Seite. Hartleben sollte Bewegung machen, da er aber allein spazieren gehen wollte und nicht selbender, so blieb ihm nichts übrig, als die Absicht aufzugeben oder wenn er doch die Waldluft genießen wollte, einen Wagen zu nehmen. Wer weiß, ob der Zwang zu solcher Kurwidrigkeit nicht den Verfall seiner Kräfte, und andererseits der Drang, Hartleben—Erinnerungen zu schreiben, nicht die Möglichkeit ihres Erscheinens beschleunigt hat. Zwar gelang es Otto Erich nicht immer, gegen das Gebot des Arztes zu handeln und einem Begleiter zu entkommen, der seinen Schritt verfolgen konnte, weil er seinen Tritt nicht fürchten mußte. Wenn der Begleiter nicht nachgab, war die Lebensweise Otto Erichs wieder in kurgemäße Bahnen gelenkt und seine Gesundheit nur mehr durch üble Laune gefährdet. Was jener selbst nicht leugnen kann. Denn er erzählt, Otto Erich »wollte statt des vorgeschriebenen Spazierganges in den Wald fahren, wovon ich ihn zu seinem Ärger abhielt. Bald fand er sich ins Kurleben, und wir pilgerten allmorgens hinaus nach dem Kaiserpark«. Nun, ich weiß zufällig, wie dieses Kurleben Otto Erich angeschlagen hat;

denn auch ich habe jenen Sommer in Karlsbad verbracht. Der Dichter hat sich oft zu mir und einem seiner näheren Bekannten über die lästigen Begleiterscheinungen der Karlsbader Kur beklagt. Die Waldwege sind dort mit allzu liebevoller Deutlichkeit bezeichnet. Auf Schritt und Tritt weisen dem Spaziergänger gelbe Tafeln die Richtung nach dem Aberg, dem Findlaters—Tempel, nach Ecce homo, Jägerhaus und Kaiserpark, und immer wieder nach denselben Zielen. Und wenn man sich ohnedies schon zurechtfindet, bietet sich sogar immer wieder derselbe Begleiter an, und man verwünscht die gelben Flecke, die einem einen Weg weisen, den man endlich einmal verfehlen möchte. In den Karlsbader Wäldern hatte Hartleben nur den einen Wunsch, einer Tafel zu begegnen, die ihm den Weg ins Labyrinth wies! Ruhe brauchte er, nichts als Ruhe. Der Biograph gibt es schadenfroh zu: Otto Erich habe sich, um in Karlsbad »unbehelligt leben zu können«, als »Reisender aus Salô« in die Kurliste eingetragen. Daraus habe diese irrtümlich einen »Geschäftsreisenden« gemacht, dem man auch alsbald eine Kurtaxe vorschrieb, wie sie diesem Beruf angemessen sei. Und der wirkliche Geschäftsreisende, jener, der Hartleben—Erinnerungen an den Mann bringt, blieb von der Kurtaxe befreit, wie es bekanntlich wieder diesem Beruf angemessen ist. Schließlich sei zwar das Mißverständnis aufgeklärt worden; aber Ruhe hatte Otto Erich erst recht nicht. Er trug sich eine zeitlang mit dem Gedanken, seine Erinnerungen an einen Wiener Reporter zu Papier zu bringen. Aber auch dazu sollte er nicht gelangen. Wenn man, wie ich, gesehen hat, wie mißmutig der Dichter bei seinem Frühstück im Kaiserpark saß, so gewinnt die Mitteilung des Biographen, die Blicke der Gäste seien oft auf eine heitere Ecke durch Hartlebens lautes Lachen gelenkt worden, den Anschein starker Übertreibung. Oder es war eben das Lachen der Verzweiflung, das ein Mann lacht, dem nicht mehr viele Sommer blühen und der wieder einen verpfuscht sieht. Wer war ihm über die Leber gekrochen? Der Selbandere macht aus dem Mißbehagen Otto Erichs kein Hehl. Die erste Begegnung in Karlsbad beschreibt er uns mit den Worten: »Dort traf ich ihn eines Morgens unverhofft, wie er sich schüttelte und weit im Bogen ausspie.« »Das ist ein Gesöff! meinte er unwillig«, als er des Wiener Bekannten ansichtig wurde ... Nein, es ist kein Zweifel, die Karlsbader Kur hat Otto Erich Hartleben nicht vertragen.

Seine Tage waren gezählt, und die Stunde nicht mehr fern, da der Stolz, mit einem berühmten Dichter zu verkehren, der Genugtuung weicht, sich an ihn erinnern zu können. Rasch tritt der Reporter den Menschen an. Es ist eine eigentümliche Witterung, die ihn an die Stelle führt, wo einer liegt, bei dem nach Ausspruch der Ärzte der Eintritt der Unsterblichkeit jeden Augenblick erwartet werden kann ... Er aber, der Selbandere, lebt seit Jahrtausenden. Man sagt, er sei Spezialkorrespondent in Golgatha gewesen und habe dort als Vertreter eines einflußreichen Blattes Gelegenheit gehabt, mit einer der beteiligten Personen bis zu dem Moment zu verkehren, da die Worte »Es ist vollbracht« gesprochen wurden.

Karl Kraus.

* * *

Sprüche.

Wer dir die Ruhe ließ,
Gab dir halb das Paradies;
Und wer dir einen Weg zum Himmel wies,
So halb dich in die Hölle stieß.

*

Glosse zu »Geschlecht und Charakter«.

Sie trägt das lichte Haar in vollem Knoten
Spricht tändelnd gern mit blonden Idioten;
Liebt Obersschaum und Budapester Zoten.

Ich wär' geneigt, bei Euerm Schein, Erotan,
Mein Mannes—Ich auf— sie zu projizieren
Und sie, die seelenlos, zu animieren,
Von meinem M ihr was zu injizieren.

Du lachst? Mein Freund, das Lachen ist verboten,
Wo Philosophen logisch deduzieren.

*

Raum und Zeit
Präsentieren uns die Ewigkeit.
Liebe und Haß
Verzapfen Welttrank frisch vom Faß.
Jedoch die vier: so Zeit als Raum
Und Liebe und Haß sind nur angestellt
Als Kellnergesinde beim Herrn der Welt:
Dem großen Traum.

*

Gewichtger Dinge schweren Tritt zu hören,
Verwehrt er leichten Weisen streng das Ohr;
Er sieht die Welt nur durch das Höllentor.
Ich muß und mag den Kerl darin nicht stören.

*

Die Wissenschaftlichen.

Wahrheit! ächzt Ihr. Sie ist nicht den Kiesel wert,
Der die Ruhe stiller Brunnenwasser stört.

*

Ob du dich auch von der Herde drängst
In mühseligem Dichselberquälen:

Mach dir's doch endlich klar: du bist einmal Hengst
Und darfst beschälen.

*

Wie auch der Sinn nach Ehre sehnt und süchtet
Nichts, was dir selber innig nicht entstammt, gedichtet!
(Schließlich kannst du aber auch der Welt
Von Zeit zu Zeit was hinschmeißen, was ihr gefällt.)

Robert Adam.



Weibliche Attentäter.

Es sei gestattet, Frauen, die um verlässener Liebe willen gewalttätig werden, zusammenfassend *Vitrioleusen* zu nennen. Wenn man bedenkt, wie hochgefeiert eine Corday in der Geschichte lebt und wie geringschätzig von der Vitrioleuse gesprochen wird: man käme nie auf die Idee, daß ein böse verlassenes Mädchen, wenn es den einstmaligen Geliebten mit Schwefelsäure überfällt, um Frauen und Treue weit mehr verdient ist als irgend eine politische Mörderin, die doch nur tut, was Männer besser können. Das Weib ist schlimm geknechtet durch das, was geschriebenes Recht ist. Dort aber, wo Recht nicht einmal das wenige gibt, was Legitimität dem Weibe zugestehen mußte, herrscht die Brutalität des Mannes in absoluter Monarchie. Es ist noch kein Gentleman um seinen Klub gekommen, weil er die Geliebte mit seinen Geschlechtskrankheiten beteilte. Daß man schleunigst das Weite sucht, wenn man kann, sobald ihr Rock vorne zu kurz und hinten zu lang wird, versteht sich gar von selbst. Und was soll man von dem Edeln sagen, der seiner Gesponsin verbietet, beim Akt etwas zu empfinden, weil er so dem Kindersegen zu entgehen hofft? Unter solchen Umständen geht es in dieser absoluten Monarchie nicht anders zu als in Rußland: sie wird nur durch die Furcht vor Attentaten etwas gemildert. Darum wirkt die rührende Gestalt, die in tiefster Qual zur Waffe oder Säure greift ¹ weit mehr für Frauenrecht und —würde als zwölf Sekundarärztinnen. Die Frauen sollten ihr ein Denkmal setzen. Aber das geschieht nicht, denn die Vitrioleuse arbeitet dem Interesse der Männer entgegen, und Frauen lobpreisen nur, was ihnen der Mann zu preisen befiehlt, studieren bekanntlich auch nur deshalb Medizin, weil einige Männer, die »Masofeministen«, es gerne sehen.

Wie die Hysterie einmal alles vergiftet, so wird auch die Vitrioleuse zur Megäre, wenn sie nicht aus einem offenbar triftigen Beweggrund handelt, sondern in Dolch und Revolver, in Zeugenaussagen, beleidigenden Briefen, im Schwingen der Peitsche lebt und genießt. Wie die Biene sterben muß, wenn sie sticht, so schließt die Vitrioleuse mit dem Attentat ihr Liebesleben ab. Nach der Tat ist sie apathisch, läßt sich willenlos abführen und verurteilen;

¹ Menschen Schwefelsäure ins Gesicht zu schütten, um sie zu verstümmeln ist in der Religion des Friedens ® heute sehr beliebt.

selten ist eine so seelenstark, daß nach Verkehrung einer großen Liebe in großen Haß noch Hoffnung auf neuen Frühling bleibt. Die hysterische Vitrioleuse, vor der uns Gott bewahren möge, ist das *Katastrophenweib*. Dieses ist nach der Tat in ekstatischer Erregung, man sage geradezu in Orgasmus, die Katastrophe ist ihr Akt und ginge es mit rechten Dingen zu, so müßte nach dem Überfall ein Kind in ihrem Leibe wachsen. Sie mordet uns, aber sie meint es ganz anders und es ist sehr ungalant, wirklich zu sterben, wenn man vom Katastrophenweib angeschossen wird. Die Ursache ihrer Tat liegt tief versteckt im Unbewußten und was sie für Ursache vorgibt, ist so geringfügig und unsicher, daß der Verfolgungswahn nahe scheint, in dem die Verrückte einen wildfremden Mann überfällt und dann erzählt, er habe sie verführt,

Mörderinnen, die vom geliebten Manne zu ihrer Tat verleitet werden, nenne man *Medien*. Ihre Psychologie gleicht der von Hypnotisierten, die gegen jeden den Mordstahl zücken, auf den der Hypnotiseur sie hetzt. Die Vitrioleuse mordet, weil erst ihr innerstes Lieben gemordet wurde; das Katastrophenweib ist pervertiert und spendet statt Liebe den Tod; Lukrezia vergiftet, weil ihr der geliebte Cesare befahl. Sie steht in keinerlei Verhältnis zu ihrem Opfer; sie liebt es nicht und sie haßt es nicht, sie ist eine treue Dienerin ihres Herrn. Klytämnestras Tat erklären die tragischen Dichter durch die um Iphigeniens Verlust gekränkte Mutterliebe. Geschworene würden freilich eher freisprechen, wenn mütterliche Rache das Motiv gewesen, als wenn es eine ehebrecherische Liebe war. Aber nie läßt sich ein Medium, das hypnotische Befehle ausführt, genügen zu sagen: ich hab's getan, weil der Hypnotiseur befahl, in Klytämnestras Fall, weil sie den Aegist liebte, sondern stets geben sie wahre und erfundene Dinge als Gründe an und glauben selber, daß es mit diesen Gründen seine Richtigkeit habe. Sie wollen es nicht wahr haben, daß der einfache Befehl eines Geliebten oder eines Svengali ¹ zu so schwerer Tat genüge. Man wird darum gut tun, die vorgebrachten Gründe einer Attentäterin, sei es nun gekränkte Mutterliebe oder gar politisches Motiv, in den Wind zu schlagen, wenn der Einfluß eines Geliebten, scilicet eines Hypnotiseurs, nachweisbar ist. Von den berühmten politischen Attentätern dürfte besonders jene Epicharis hierhergehören, deren Freund einen unglücklichen Putsch gegen Nero angezettelt hatte und deren Tapferkeit der große Tacitus rühmt.

Das Buch Judith ist eine Dichtung. Aber wir wissen längst, daß Volkslieder gewichtiger zu nehmen sind als überliefernde Geschichtsschreiber, die manchmal lügen, während das Volkslied niemals lügt, höchstens symbolisiert und eine unangreifbare innere Wahrheit birgt. Danach hat sich in Juda folgendes zugetragen:

Zur Zeit als Holofernes die Stadt Bethulien belagerte, wohnte dortselbst eine junge Frau von ebenso wunderbarer Schönheit als strengem Lebenswandel. Sie war seit drei Jahren und vier Monaten Witwe, hatte die Trauerkleider niemals abgelegt und fastete viel und betete auf dem Dache ihres Hauses. Das Volk dürstete und hungerte; aber doch nicht so lange wie Judith, die seit vierzig Monaten dürstete und dennoch das Gesetz nicht übertrat. Die Juden neigten zur Übergabe der Stadt oder gar zum Bruch der Speisegesetze, denn alles war verzehrt, was Gott zu essen erlaubt hatte. In dieser Not faßte Judith einen ungeheueren Entschluß. Sie sprach zu ihrem Gott in einem herrlichen Gebet, und dieses ist der Anfang ihres Gebetes: Herr, Gott meines Vaters Simeon, dem du das Schwert in die Hand gabst zur Bestrafung der Heiden, die gelöst hatten die Scham der Jungfrau zur Schande und entblößten ihre Hüfte zur

1 Ein damals bekannter Hypnotiseur

Schmach und entweiheten die Scham zur Beschimpfung, da du doch gesagt: nicht so soll es sein, und sie taten es dennoch.

Wofür du ihre Führer dem Morde preisgabst und ihr Lager, das von der Sünde wußte, dem Blute und du schlugest Knechte samt Herren und die Führer auf ihren Thronen.

Und gabst ihre Weiber zur Beute und ihre Töchter der Gefangenschaft und alle Rüstungen zur Plünderung für die von dir geliebten Söhne, die für dich geeifert hatten und die Beschimpfung ihres Blutes verabscheuten und dich um Hilfe anriefen; Gott, mein Gott, höre mich, die Witwe.

Aus diesem Gebete wird deutlich genug, daß Judith wußte und im Geist erwog, was den Frauen bevorstand, wenn erst die Heiden in Bethulien einge- drungen waren. Nicht immer wird solche Aussicht von den bedrohten Frauen fürchterlich empfunden, wenn man einigen bekannten Anekdoten glauben darf. Für Judiths Bewußtsein freilich ist diese Zukunft unerträgliche Schmach. Wer aber bürgt uns für ihr Unbewußtsein? Die Schrift schweigt über ihre Ehe mit Manasse, den zur Zeit der Gerstenernte ein Sonnenstich verdarb. Die neuere analytische Psychologie behauptet, daß überzärtliche Gattinnen, über- zärtliche Mütter, übertraurige Witwen durchaus nicht die besten Frauen und Mütter seien, sondern daß dem Übermaße im Bewußtsein ein heimlicher Haß des Unbewußtseins, ein verdrängter Haß die Wage halte (Freud). Es ist für eine schöne junge Frau durchaus nicht natürlich, nach einer kurzen kinderlo- sen Ehe endlos im Witwenschleier zu trauern. Hebbel hat das Geheimnis die- ser Ehe noch vertieft. In seiner Tragödie wird Judiths Ehe gar nicht vollzogen, ihre andauernde Kasteiung wird noch rätselhafter oder in einem gewissen Winkel betrachtet, umso klarer. Angenommen, Judith habe ihren Mann ge- haßt, mißachtet oder verwünscht und sich wegen solcher Sünde selber zu ewigem Wittum und Entbehrung verurteilt. Das Unbewußte spricht: du hat- test nichts an deinem Mann; mehr als einmal hast du ihn tot gewünscht; nun dein Wunsch in Erfüllung gegangen: lebe und lache. Das Bewußtsein erwidert mit der Stimme des Herrn: weil du so frevelhafte Wünsche und Gelüste hegst, sollst du ewig in Trauergewändern einhergehen und fasten an allen Tagen, ausgenommen dem Sabbat und den anderen Festtagen, an denen Fasten ver- boten ist. Seit drei Jahren und vier Monaten verzehrt sich Judith in diesem Kampfe. Da erwächst den unterdrückten Mächten der Unterwelt Sukkurs: ge- waltsame Schändung steht bevor. Auch muß Judith erleben, daß nicht alle Menschen das Gesetz so ernst nehmen wie sie; denn schon beschließen eini- ge, die Speisegesetze zu übertreten und hungern doch erst seit einigen Ta- gen. Im alten Kriege des frommen Bewußtseins gegen das unfrome Ver- drängte erneuert sich die Schlacht. Begierde hie und aufgezwungenes Gewis- sen dort, das ist der ewige Frauenkrieg und bis hierher unterscheidet sich Ju- dith nicht von anderen Frauen. Ihre glorreiche Natur zeigt sich aber darin, daß sie ad personam diesen Kampf durch eine unerhörte Idee beendet, durch ein Kompromiß, das mit einer mutigen Tat beide Teile zufriedenstellt; es ist recht, daß sie unsterblichen Ruhm dafür erntet. Sie war die schönste Frau der Stadt und mußte drauf gefaßt sein, nach dem Falle Bethuliens dem Holofer- nes selber vorgeführt zu werden als seine Kebsin. Da er das schlimme Wittum enden sollte, konnte das Unbewußte ihm nicht gram sein; das Bewußtsein haßte ihn als Feind ihres Volkes und als Feind ihrer Ehre. Könnte man aber nicht lieben und hassen zugleich? Könnte man nicht lieben, um besser hassen zu können? Und aus der Schändung eine Ehrung machen? Als sie so weit ge- kommen war, legte sie zum erstenmal das Witwenkleid ab, salbte ihren Leib mit feiner Myrrhe und machte sich sehr schön. Und sie ging hinaus und liebte

ihn und fing ihn ein wie eine Buhlerin und haßte ihn dabei und hieb ihm den Kopf ab wie eine Heldin.

Judiths Tat ist der klassische Fall für politische Attentate der Frau. Sie hat ihr Volk errettet. Wäre ihr Unbewußtes nicht geil und lüstern gewesen, sie hätte es nicht vermocht. Uns wird überliefert, ein Weib habe der Allgemeinheit zuliebe sogar die tief eingewurzelte Scham überwunden. Die da wissen, daß des Weibes Scham nicht tief eingewurzelt ist, erwidern: die tief eingewurzelte Sehnsucht nach dem Mann hat die einzig dastehende Möglichkeit zu ihrer Erfüllung ergriffen. Diese Annahme verkleinert die elementare Größe der jüdischen Heldin nicht, präzisiert nur die Stellung der Frau in unseren Staatswesen. Die Frau hat von unserer Gesellschaftsordnung nur Schaden gehabt. Als man von ihr Keuschheit, Treue, Scham noch nicht verlangte, war ihr das Leben leichter. Darum reicht der Frauen Interesse an der männlichen Ordnung der Dinge ins Unbewußtsein nicht hinab. Ihr Unbewußtsein ist anarchisch. Ihres Urwesens Kreise berühren sich nur selten mit den Bahnen, die Mannesgebot ihnen vorgeschrieben. Wenn es geschieht, entsteht ein Elementarereignis daraus.

Judiths Hinterhalt war durchaus weiblich. Es galt, den Feind durch Liebreiz zu umstricken. Das ist bei den modernen weiblichen Attentätern *anscheinend* nicht mehr der Fall. Wanda Dobrodzicka ¹, die Angeklagte unserer Tage, ist ihrem Opfer gar nicht von Angesicht zu Angesicht gegenüber getreten, sondern hat von einem Balkon des zweiten Stockwerkes ihre Bombe geworfen. Ihr Porträt war kürzlich in der Zeitung. Sie sieht verhärtet aus, gealtert vor der Zeit, ähnlich wie von Trunkenbolden verprügelte Frauen. Sie hat offenbar viel gelitten und — hat zu wenig geküßt. Das hat sie mit Judith gemeinsam, die nach kurzer Ehe vierzig Monate trauerte. Charlotte Corday wohnte zwei Jahre lang bis kurz vor ihrem Attentat in einem Zimmerchen zu Caen und las und sann; aller Welt fiel die Zurückgezogenheit des jungen Mädchens auf. Wjera Sassulitsch, die im Jahre 1878 auf den Stadthauptmann von Petersburg schoß, brachte zwei Jahre ihres Lebens vor der Tat in Einzelhaft in der Peter— und Paulsfestung zu. Tatjana Leontiew, die vor mehr als Jahresfrist den Privatier Müller an Stelle des Ministers Durnowo, dem ihr Anschlag galt, erschoss, ist jetzt im Irrenhaus, war es auch durch längere Zeit vor der Tat. Und selbst dem Hirtenmädchen von Dom Remy muß man das eine Verdienst lassen — wenn es ein Verdienst ist —, daß keines Mannes Lippen sie je berührt haben.

Die Vereinsamung der weiblichen Attentäter politischer Observanz mag freiwillig oder unfreiwillig sein, das Endergebnis ist das gleiche und heißt Sexualablehnung: sie wollen nicht küssen. Die einen ziehen sich deshalb in die Einsamkeit zurück, die andern richten in aufgedrängter Einsamkeit die Liebeslust nach innen und finden in ihrer Phantasie den mystischen Bräutigam, der ihnen schnell so teuer wird, daß sie ihm ewig treu bleiben. Wir hören bei politischen Attentaten zwar immer schwungvolle Reden über des Vaterlandes Not, jedoch sehr wenig über die innere Persönlichkeit der Frauen, die so beträchtlich von Frauenart abweichen. Darum kann eine Erklärung der Sexualablehnung im einzelnen Falle fast nirgends gegeben werden. Jeanne d'Arc wurde im Gefängnis untersucht und es zeigte sich, daß alle weiblichen Organe auf kindlicher Stufe stehen geblieben waren. Hier wenigstens kommt man ohne Psychologie aus. Sie küßte nicht, weil das Weib in ihr niemals erwachte. Aber die üppige Judith, die herrlich schöne Corday, die überspannte Leontiew sind anders zu werten. Ihr Leben ist ein Kampf des Verdrängten mit dem Be-

1 Warf am 18. Mai 1906 eine Bombe auf den russischen Gouverneur von Warschau

wußtsein. Was wüßten wir von dem Kampfe, der in den Eingeweiden der Erde wütet, wenn er nicht dann und wann als Erdbeben Länder und Städte verwüstete? Die weiblichen Attentäter sind die feuerspeienden Berge der eingeschmiedeten weiblichen Libido. Das soll hier noch einigermaßen wahrscheinlich werden, aber weiter kann man in einer allgemeinen Abhandlung nicht kommen. Die Kußlust ist verdrängt, an ihre Stelle tritt die Phantasie. Man müßte einer jeden die Seele nach dem Geheimsten liebevoll durchforschen, wenn man ergründen wollte, wie das geschah.

Es ist eine weitere Gemeinsamkeit weiblicher Attentate, daß sie meistens den Zweck verfehlen, sei es durch Treffunsicherheit (Sassulitsch, die ihr Opfer in den Unterleib schoß, obgleich die Distanz kaum einen Schritt betrug), Verwechslung des Opfers mit einem Unschuldigen (Leontiew), schlechte Auswahl des Opfers (Corday, die den niedergehenden Marat statt des weit gefährlicheren Robespierre erstach). Die Dobrodzicka freilich war am Versagen ihrer Bomben unschuldig. Sie waren nicht von ihr konstruiert, ein Mitglied des Komitees hatte sie ins Haus gebracht. Die Dobrodzicka gehört anscheinend zu dem Mädchentypus, der jetzt in Rußland und besonders in Polen überwuchert. Dynamit im Muff, im Ärmel und im Strumpf. Sie konstruieren die Bomben nicht selber und auch das Attentat nicht selber. Sie sind Medien und ihre Ahnin ist die Epicharis¹. Man wird das leichter zugeben, wenn man das Zusammenleben polnischer und russischer Studenten beiderlei Geschlechtes kennt. Die Frau muß sich dem Manne anbequemen. Wenn er ihr Rosen schenkt, dann muß sie riechen dran und wenn er ihr Bomben gibt, dann muß sie sie werfen. Dieselben Frauen, die jetzt den Kopf voll Revolution und Meuchelmord haben, würden Schäferspiele feiern, wenn sie der Mann zur Fahrt nach der Insel Cythere abholen würde. Die Dobrodzickaklasse besteht nicht aus kantigen Individualitäten, sie ist ein Typus, bei dem es auch ohne Sexualverdrängung zugeht, und wer die slawischen Studentinnen in den Schweizer Hörsälen sieht — es wäre ungalant, sie des genaueren zu beschreiben — der wird zugeben, daß man bei keiner sicher weiß, ob sie nicht eine Bombe im Täschchen hat.

Sie handeln im Einverständnis mit Männern wie Männer. Judith, Corday, die Sassulitsch, wahrscheinlich auch die Leontiew handeln heimlich ohne einen einzigen Mitschuldigen. Sie benehmen sich wie Frauen, wir wollen einmal sagen wie Vitrioleusen. Judith sagt zu den Ältesten der Stadt: ich will etwas Ungeheueres tun, aber mehr kann ich nicht sagen. In diesem klassischen Falle ist offenbar, warum sie schweigt. Sie ist imstande, die Tat auszuführen, aber weibliche Scham hindert sie, davon zu sprechen, denn sie hat eine sexuelle Handlung vor. Wie, wenn alle politischen Attentate oder doch sehr viele von ihnen sexuelle Handlungen wären?

Küsse, Bisse, das reimt sich; drum kann man eines für das andere nehmen. (Kleists Penthesilea).

Für diesen Fall wären die Frauen en question nicht sowohl Vitrioleusen als Katastrophenweiber. Am Ende sind sie beides und alles, nur nicht politische Helden.

Charlotte Corday las in ihrer freiwilligen Einsamkeit zahllose Bücher und folgte auch dem Gange der Revolution. Niemals trat sie zu einem Manne in zartere Beziehungen. Man hat genug danach geschnüffelt und nichts gefunden. Sie erließ vor dem Attentate pompöse Aufrufe an die Nation, verteidigte sich stolz und bestieg mit wunderbarer Ruhe das Schafott. Auffallend an den von ihrer Hand erhaltenen Schriftstücken sind die schweren orthographi-

¹ Versuchte die Flottenoffiziere gegen Nero aufzuhetzen

schen Fehler, (z. B. ne les ayez pas anstatt ne l'essayez pas und andere fast in jeder Zeile). Sollte eine Frau den inneren Zusammenhang mit dem, was sie schrieb, gefunden haben, die den äußeren Zusammenhang nicht fand, obgleich sie jahrelang litteris et artibus incubit ¹? Der rhapsodische Ton könnte ihr, der Urenkelin des großen Corneille, leicht angefliegen gekommen sein, die innere Bildung fehlte. Marat galt in der Normandie als sagenhafter Wüterich. In Wahrheit war sein Ansehen im steilen Niedergang. Hätte sie nur einen einzigen Girondisten beiläufig um Rat gefragt, il lui aurait indiqué un autre ², nämlich den furchtbaren Robespierre. Aber sie hielt ihr Unternehmen geheim vor aller Welt und verstand nicht mehr von Politik als irgend ein normannisches Landmädchen. Zur Heldin wurde sie nicht durch weiteren Blick, sondern durch Erlebnis. Aber nicht durch äußeres, wie ihre Richter und viele Geschichtsschreiber wähten, da sie sagten, Cordays Geliebter sei im Kampfe gegen Marat gefallen, sondern durch inneres Erlebnis; denn sie hatte keinen wirklichen Geliebten. Ob nicht irgendein phantastischer Geliebter im Kampfe gegen einen illusionierten, einen symbolisierten Marat gefallen war, wofür dann der leibliche Marat bluten mußte: wer kann das wissen? Jeder ihrer Schritte dröhnt, weil unter ihm die ungeheure Resonanz der großen Revolution mitschwingt. Wie sollte in diesem Getöse die zarte Stimme Ihres Unbewußten gehört werden? Ihr Bewußtsein ist erfüllt von Vaterland und antiker Seelengröße. Jedoch ihr letzter Brief ist sonderbar. Als nämlich der Henker zu ihr in die Zelle trat, woselbst sie sich gerade zum ewigen Gedächtnis malen ließ, da bat sie um einige Minuten Zeit und schrieb im Angesicht des Todes: »Le citoyen Doulcet de Pontecoulant est un lache *davoir* refusé de me defendre, lorsque la chose etait si facile. Celui qui la(!) fait s'en est aquité avec toute la dignité possible, je lui en conserve ma reconnaissance jusqu'au dernier moment.«

Sie hatte Doulcet de Pontecoulant, den sie vor einigen Jahren daheim flüchtig kennengelernt hatte, zu ihrem Verteidiger bestellt. Dieser erfuhr nichts von dem Wunsche der Corday und wird also mit Unrecht beschuldigt. Dieser Brief vor dem Tode bedeutet mehr als er scheint. Wie sprechen doch sonst die Helden, wenn sie zum Schafott gehen? »Geht mutig in den Tod, wie ich euch ein Beispiel gebe«, mit einer letzten Pose gehen sie ab. Dieses Mädchen, das bis zum letzten Augenblick alle weibliche Schwäche unterdrücken konnte, deren Bild den Eingang von Thiers Geschichte der französischen Revolution schmückt, verläßt den Schauplatz mit einem privaten Racheakt an einem Manne, den sie kaum kennt. Vielleicht deutet dieser Brief auf ein Phantasialeben, von dem wir sonst nichts erfahren. Hysterische lieben und morden, gebären und stillen und alles das in der Einsamkeit ihres Gemütes.

Diese Andeutungen sind alles, was über den Fall Corday im Sinne dieser Abhandlung geboten werden kann. Judith und Corday stehen insofern im äußersten Gegensatze, als bei der Jüdin alles Handeln deutbar ist, die Beweggründe der Französin aber aufs spurenärmste verdrängt sind, wozu denn die Biographen ihr wesentliches beigetragen, da sie alles Menschliche in die Nebensache geschoben haben.

Bei Wjera Sassulitsch, die auf Trepow schoß, weil er den gefangenen Nihilisten Bogoljubow hatte peitschen lassen, nahm man natürlich anfangs an, jener Bogoljubow sei ihr Liebhaber gewesen. Das liegt nun einmal in der menschlichen Natur; sie sollte sich durch Tatsachen von dieser Bahn nicht abbringen lassen. Denn allerdings kannte die Sassulitsch den Nihilisten gar

1 Wissenschaften und Künste behütete

2 er hätte ihr einen anderen genannt

nicht und erfuhr erst aus der Zeitung von seiner Entehrung. Aber das ist kein Gegenbeweis. War nicht Holofernes Judiths Geliebter lange bevor sie vor sein Angesicht trat, schon seitdem der Gedanke sie beschäftigte, daß sie nach Einnahme der Stadt in seine Hände fallen würde? Und will man bezweifeln, daß Pontecoulant, dem Cordays letzte Worte galten, die tiefste Bedeutung für dieses Mädchens Seele hatte, ob sie ihn gleich kaum kannte? Die Sassulitsch war zwei Jahre lang in Einzelhaft gesessen. Rund um sie waren andere Gefangene, natürlich auch Männer. Weder eine Nonne noch sonst ein Weib ist imstande, in dieser Lage sich einer phantastischen Liebe zu erwehren, sei es nun der süße Bräutigam Jesus Christ oder ein unbekannter Mitgefangener. Dieser unbekante Geliebte heißt sofort Bogoljubow, wenn von einem gefangenen Bogoljubow in der Zeitung steht, daß er geprügelt worden sei. Das Unbewußtsein rächt den mystisch Geliebten, das Bewußtsein wird zu diesem Zwecke Nihilistin, und die Geschworenen sprechen frei, weil sie die Eiswüsten Sibiriens, die Kasematten der Gefängnisse, die Knechtung des Landes sehen.

Es wird berichtet, daß die Sassulitsch zu ihrer Tat eine schwarze Toilette wählte und daß sie alle Gegenstände, angefangen von dem Samthute bis zu den geringsten Kleinigkeiten zum ersten Male trug. Warum das? Brutus und Cassius haben das nicht getan. Man frage Judith, warum sie sich schmückte, als sie zu Nebukadnezars Feldherrn hinausging. Man frage die Corday, die sich festlich putzte und deren Bewußtsein angab, daß sie gehofft habe, bei Marat leichter vorzukommen, wenn sie vornehm scheine. Die Sassulitsch muß die Antwort schuldig bleiben. Und die Leontiew, die seit mehreren Wochen bei der table d'hôtes in Interlaken erschienen war, legte zum Feste ihres Attentats gleichfalls eine funkelneue Toilette an, die sie sich zu diesem Zwecke hatte machen lassen. Weibliche Attentäter empfinden also die Toilette bei ihrer Tat als wesentlich. Sie erscheinen bei Attentaten nur in Festkleidung. Sie rächen sich an dem Opfer wegen einer mehr weniger phantastischen Liebe zu einem anderen (Medium), sie treten aber auch in persönliches Verhältnis zum Opfer, als hätten sie mit ihm aus triftigen Gründen abzurechnen (Vitrioleuse), sie kleiden sich, sie handeln heimlich, als hätten sie eine sexuelle Handlung vor (Katastrophenweiber). Danach wäre zu behaupten, daß weibliche Attentäter oftmals nur scheinbar politisch, in Wirklichkeit aber schwer verständliche Kombinationen aller drei eingangs unterschiedenen Spielarten seien.

Heute, wo die Leontiew im Irrenhause lebt, wird eine psychiatrische Beleuchtung gerade ihrer Tat berechtigter scheinen als zur Zeit ihres Prozesses, bei dem das politische Elend des großen Reiches Rußland für sie vor Gericht stand. Weil ihr Opfer Durnowo vor Monatsfrist im 'Hotel Jungfrau' gewohnt hatte, ging sie hin und erschoss einen unschuldigen Bankier namens Müller, der dem Minister nicht im mindesten ähnlich war. Sogar die Barttracht war grundverschieden. Als die Leontiew gefragt wurde, ob sie nicht bedauere, einen Unschuldigen geopfert zu haben, da erwiderte sie: »was liegt in dieser furchtbaren Zeit an dem Leben des einzelnen«. Und fügte hinzu: »er war ein Kapitalist, ich habe eine gute Tat getan«. An der Table d'hôtes zu Interlaken sitzen fast nur Vertreter des Kapitalismus. Sie waren alle in Gefahr. Gesetzt den Fall, der Leontiew wären im letzten Augenblick Zweifel aufgestiegen, ob der vor ihr Durnowo sei, sie hätte dem zögernden Finger an der Feder des Browning gesagt: drück los, sie sind alle reif für die Kugel, Durnowo, Müller und Schulze. Wie leicht wird diesem selber wohlhabenden Mädchen der politische Wahnsinn geglaubt, der dem Kapitalismus zu schaden wähnt, wenn er einen Kapitalisten über den Haufen schießt, der in einem reichen Mann sogleich einen todeswürdigen Verbrecher sieht. Man gibt wohl zu, daß die At-

tentäterin aus dunklem Drange mordet, aber man meint, daß dieser Drang unter dem Eindruck politischer Greuel entstanden sei. Möchte man nicht lieber glauben, daß im Verborgenen ihrer Seele ein Haß gegen den Mann als solchen sich wälzt und gierig nach dem Vorwand greift, der feindliche Handlung gegen den Mann sanktioniert? Das Bewußtsein ist schnell mit erlogenen Vorwänden bei der Hand: trifft sie den Durnowo, dann zeugt das bei Pogroms vergossene Blut für sie, trifft sie den Bankier Müller, dann sitzt das Riesengepenst des Kommunismus als Verteidiger hinter ihr; sagte sie aber die Wahrheit, wie sie vielleicht jetzt tut, wo ihr Bewußtes und Unbewußtes sich verwirrt: man sperrte sie ins Irrenhaus. Bis dahin wird ihre Tat beklatscht. Aber des Weibes Problem lautet niemals: wie rette ich mein Volk? sondern allezeit: wie werde ich mit dem Manne fertig? Das gesunde Weib löst das Problem: es liebt den Mann. Das kranke Weib verschmäht den Mann, tut als hätte er sie verschmäht und rächt sich. Der Teufel kenne sich in diesem Hexenkessel aus. Die Leontiew wurde zur überaus milden Strafe von drei und einem halben Jahre verurteilt. Da stampfte sie mit dem Fuße, weil sie gerne eine größere Strafe gehabt hätte und sagte: man hat mich nicht ernst genommen. Man nahm ihre angeblichen Beweggründe, den Sozialismus, den Terrorismus, den Maximalismus so ernst, daß man den Meuchelmord am Unschuldigen beinahe verzieh. Dennoch fand sie, daß man sie nicht ernst genommen habe und sie fand das mit Recht. Indem man ihr die schwere Strafe nicht ließ, nahm man ihr das Kind ihrer Tat und ein Kind muß man nach einer solchen Tat bekommen, das stand der Leontiew vermutlich fest. Denn wenn Frauen das Höchste tun, was ihres Lebens Zweck ist, dann bekommen sie ein Kind; und Tatjana hatte doch eine sehr große Tat getan.

Wie mehrfach hervorgehoben wurde, darf eine Mordtat in Rußland nicht mit demselben Entsetzen beurteilt werden, wie eine Mordtat an ruhigem Ort. Revolutionszeiten bringen atavistische Zustände. Dem Urmenschen lauerte der Tod in tausend Formen; bei Tag und Nacht von seinesgleichen, aus jedem Dickicht von wilden Tieren. Der Wilde trägt diese Unsicherheit mit kindlicher Angst und kindlichem Gleichmut. Er schaudert nicht, wie wir schaudern würden, wenn seinen Vater eine Riesenschlange erdrosselte und seinen Sohn ein feindlicher Pfeil erschöß. So ist es auch in Rußland, im Paris der Schreckensherrschaft, wo der Tod durch die Gassen ritt, nicht so ungeheuerlich, vor einen hinzutreten und ihn zu beseitigen wie anderswo. Das erklärt vielleicht das gehäufte Auftreten von weiblichen Attentätern in Rußland. Aber das kann uns Westeuropäer nicht beruhigen, angesichts dessen was hysterische Weiber bei uns treiben. Die Wertung menschlicher Güter, deren höchstes das Leben ist, wird von außen durch politische Stürme verändert; was aber sind die Stürme da draußen gegen die inneren Gluten der hysterischen Weiber? Und wenn diese Bedeutung der Hysterie weiterhin so wenig gewürdigt wird wie bisher, wenn man die Weiber zu Amtsärztinnen ernennt, ihnen Vereinsrecht, Stimmrecht konzediert, dann mag einer mit Grauen in die ungeheuerste innere Revolution der Zukunft sehn, in die Revolution des Unbewußten. Eine halb irrsinnige Frau läßt den Geliebten unter dem Weihnachtsbaume schwören, daß er ihr den unerträglichen Ehegemahl ermorden werde. Für sie ist das eine effektvolle und phantastische Szene im Kerzenschimmer. Sie meint es nicht so schlimm. Aber in derselben Nacht klafft eine wirkliche Schußwunde an der Stirne des Gemahls. Ein Rudel hysterischer Weiber kettet sich vor dem englischen Parlament an ein Gitter, schreit nach Wahlrecht, zerkratzt den Policennen das Gesicht und man gibt ihnen — das Wahlrecht. Der Verstand bleibt einem stehen. Glaubt man denn, daß die Frau-

en diese fortwährenden Mißverständnisse gutmütig ertragen werden? Sie werden unsere Irrenhäuser bevölkern, sie werden die nächste Generation, deren früheste Erziehung ihnen ausgeliefert ist, vom Keim an verderben, sie werden uns niederknallen oder von ihren Geliebten niederknallen lassen, sie werden eine große Revolution machen; denn es ist kein Vergnügen, eine Frau zu sein, wenn es keine Männer gibt.

Dr. Fritz Wittels (Avicenna).



Girardi.

Er will zur deutschen Bühne übergehen und kehrt — abgesehen von einem kurzen Gastspiel, das er nicht rückgängig machen kann — wahrscheinlich nicht mehr nach Wien zurück. Das ist keine Theaternachricht. Aber die Bedeutung der Neuigkeit reicht auch über den Leitartikel hinaus. Denn der Leitartikel dient bloß dazu, uns über die kulturellen Sorgen mit politischem Kinderspiel hinüberzuschwindeln, wie einst das Theater dazu gedient hat, uns über die politischen Sorgen zu beruhigen. Wenn heute in Pilsen um eine Straßentafel gerauft wird, so ist das eine Angelegenheit, die in den Leitartikel gehört. Wenn aber der Wiener Kultur das Herz herausgeschnitten wird, so ist es ein Lokalfall, und einer, über den man schweigt. Gäß's eine Presse, die als Arzt den Puls der kranken Zeit fühlt, anstatt als Spucknapf deren Auswurf zu übernehmen, sie zeigte jetzt ein sorgenvolles Gesicht. In keiner Rubrik dürfte über anderes als über das lokale Symptom einer tödlichen Krankheit gesprochen werden. Wenn sich der öffentliche Schwachsinn wochenlang an die Affäre eines rabiaten Tenoristen klammert, so ist dieses Interesse ein Kulturdokument: hier ist unser Horizont mit der Lampenreihe abgesteckt. Aber ein grelles Blitzlicht erhellt ihn, wenn wir beim Fall Girardi gleichmütig bleiben. Unsere Theatromanie ist eine kulturelle Angelegenheit; aber eine viel wichtigere ist unsere Teilnahmslosigkeit an einem kulturellen Skandal, der nur zufällig in der Theatersphäre spielt. Wenn der Wiener Kultur das Herz herausgeschnitten wurde und sie dennoch weiter leben kann, so muß sie wohl tot sein.

Sollte das Warenhaus Wertheim in Berlin nächstens auf die Idee verfallen — und es bedarf nur dieser Anregung —, uns den Stephansturm abzukauften, weil es doch unbedingt notwendig ist, daß ein erstklassiger Bazar in der Abteilung für Türme auch das beliebte Wiener Genre auf Lager hält, so würden wir uns geschmeichelt fühlen, wenn wir es nicht für selbstverständlich hielten. Diese Weltausstellungsreife der Wiener Eigenart, das ethnographische Interesse, das man jetzt allerwärts an uns nimmt, diese Zärtlichkeit der Berliner für uns — dies alles ist fast so tragisch wie unsere Unempfindlichkeit gegen solches Schicksal. Wir freuen uns, wie sie Stück für Stück von uns ausprobieren und immer mehr Wohlgefallen an unseren Spezialitäten empfinden und so sehr an allem, was wir haben, teilnehmen, daß sie uns eines Tages ganz haben werden. Sie setzen den Wiener auf ihren Schoß, schaukeln ihn und beruhigen ihn darüber, daß er nicht untergeht. Das macht beiden Teilen Spaß und ist ein Zeitvertreib, der über den langweiligen Ernst eines Fäulnisprozesses hinweghilft. Wir sind auf unsere Tradition stolz gewesen, aber

wir waren nicht mehr imstande, die Spesen ihrer Erhaltung aufzubringen. Unsere Gegenwart war tot, unsere Zukunft ungewiß, aber unsere Vergangenheit war uns noch geblieben. Sollten wir auch die verkommen lassen? Da war es doch klüger, sie einem Volk in Kommission zu geben, das keine Vergangenheit hat, aber eine hinreichend starke Gegenwart, um sich den Luxus einer fremden Vergangenheit leisten zu können. Wir mußten im Luxus darben. Darum war es besser, unsere Tradition in eine G. m. b. H. umwandeln zu lassen. Als Ausstellungsobjekt wird unsere Echtheit erst zur Geltung kommen; es war ein Irrwahn, von ihr leben zu wollen. Bis die Hypertrophie der maschinellen Entwicklung, der die Gehirne nicht gewachsen sind, zum allgemeinen Krach führt, ist es das Schicksal der von Müttern gebornen, rindfleischessenden Völker von den maschinengeborenen und maschinell genährten Völkern verschlungen zu werden. In Berlin ißt man, um zu leben, ißt angeblich schlecht und wird tatsächlich fett davon. In Wien lebte man, um zu essen, und verhungerte dabei. Denn da man vom Essen allein nicht leben kann, so ißt man schließlich vom Leben. In Berlin aber lebt man, weil man das Leben nicht der Notdurft, sondern die Notdurft dem Leben unterordnet. Wir haben ein Jahrhundert dem Glauben gelebt, daß es nur in Wien die wahren Kipfel gebe. Aber nun stellt sich heraus, daß man in Berlin seit der Einigung Deutschlands durch Bismarck auch über das richtige Kipfelrezept verfügt. Auch die Echtheit läßt sich als Surrogat herstellen, und die Nerven fahren wohl dabei, wenn man nicht für jede Mehlspeise wie für eine Gottesgabe danken und nicht jede Unart eines Kellners als Ausdruck einer individualistischen Lebensanschauung bewundern muß.

Freilich ist es nicht die echte Echtheit, aber selbst die ist nicht unerschwinglich: sie sitzt den Wienern so lose, daß man sie ihnen einfach abknöpfen kann. Wir haben dem Aufputz des Lebens dieses selbst geopfert, und jene biegen sich das Geschmeide bei, das an unserem Leichnam hängt. Unser ganzer idealer Lebenszweck wandert nun mit Girardi nach Berlin, wo er den Geschmack des Borstenviehs und den am Schweinespeck verbessern wird. Wir sind hinter künstlerischen Fassaden obdachlos geworden, und diese werden nun den Berliner Häusern gute Dienste tun. Auf das »Fahr mer Euer Gnaden?« gibts nur mehr die Antwort: Nach Berlin!, und wenn Alexander Girardi dort seit zwei Monaten an jedem Tag das Fiakerlied singen muß, so klingt es wie eine Friedensbedingung, die die Eroberer einem unterjochten Staat diktiert haben. Preußen führt den Stolz unseres Individualismus als Kriegsgefangenen durch die Siegesallee; denn »so wie die zwa trappen, wern's no net g'segn haben!« Diese Österreicher sind doch dolle Kerls, aber wenn wir ihnen die Fiaker Bratfisch und Mistviecherl nehmen, dann haben wir sie endgültig um die Großmachtstellung gebracht!

Das mag preußischer Optimismus glauben. Aber die Okkupation Girardis ist wirklich eine vaterländische Schmach. Nicht weil wir einen der begabtesten Menschendarsteller, die je auf einer Wiener Bühne gestanden sind, verlieren werden. Das wäre eine Theatersache. Und eine solche, die etwa schon jene ernsthaften Esel nicht kümmert, die die Bedeutung eines Schauspielers an der Literatur, die er fördert, messen. Girardi wiegt mehr als die Literatur, die er vernachlässigt. Er läßt sich von einem beliebigen Sudler ein notdürftiges Szenarium liefern und in dieses legt er eine Geniefülle, deren Offenbarung erhebender ist als die Bühnenwirkung eines literarischen Kunstwerks, dessen Weißen doch erst der Leser empfangen kann. Es ist gleichgültig, ob Girardi ein Buch oder eine Buchbinderarbeit für seine künstlerischen Zwecke benützt. Spielt er einmal Literatur, umso besser. Sein Valentin ist ge-

wiß das größte Ereignis des Wienerischen Theaters, und wenn man sich daran erinnert, daß nach diesem Vollmenschen der Siebenmonatsschauspieler Kainz sich an die Rolle gewagt hat, dann möchte man wohl mit den Zähnen knirschen über den verkommenen Geschmack einer Bevölkerung, die nicht einmal der Gedanke an solche Gefahr gemahnt hat, ihr Ureigenstes an künstlerischem Besitz besser zu hüten. An den Schmarren, den Girardi zubereitet, wagt sich kein Stümper, und unsere genießende Erinnerung dieser Gestalten, die eben keines Autors Gestalten sind, bleibt ungetrübt. Girardi ist eine der liebenswertesten und seltensten Persönlichkeiten, die je die dramatische Gelegenheit zu schöpferischer Darstellung benützt haben. Wenn er in einer klebrigen Posse in seiner hinreißenden Betonung etwa den Satz sprach: »Geben Sie jedem Menschen eine Million, lassen Sie ihn in einem Ringstraßenpalais wohnen und die soziale Frage ist gelöst«, so war er mir ein weiserer Sozialpolitiker als sämtliche Führer der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie zusammen. Denn der Text war ein seichter Spaß, aber der Akzent war die tiefste Verspottung demagogischer Phrase. Freilich, der Verlust eines Künstlers, der solche Wirkung vermag, wäre an und für sich bloß ein Verlust am künstlerischen Kapital unseres Theaterlebens. Und solche Verluste stehen in den letzten Jahren auf unserem Repertoire. Unser ganzer Theaterhumor ist landflüchtig geworden. Die moderne Wiener Librettoschmierage, die »Lustige Witwe« und der »Mann mit den drei Frauen«, lassen den Individualitäten nicht einmal mehr einen Quadratmeter Raum, um auf der Bühne selbst zu produzieren. Die Impotenz läßt den Unfug schöpferischen Humors nicht aufkommen. Die ausgestattete Humorlosigkeit der neuberlinischen Posse gelangt bei uns zu Ehren und jene noch nestroyfähige Komik, die im Zeitalter der Karczags nur mehr in der Provinz hin und wieder ein Obdach findet, ist vom Theater an der Wien direkt nach Berlin übersiedelt. Der vorzügliche Herr Sachs, dessen Hausknechte in »Jux« und »Früheren Verhältnissen« — durch ihre Ursprünglichkeit und durch ihre Stilechtheit — theaterhistorischen Wert haben, konnte, hier keine Beschäftigung finden, und ähnlich wird es Herrn Straßmeyer ergehen, der unser letzter Nestroyspieler ist. Für Wien ist kein Platz mehr in Wien, weil er dem unaufhörlichen Zufluß aus Budapest gehört, und weil wir uns nur mehr an der szenischen Gewandtheit eines Kommis-humors ergötzen, den uns der geistesverwandte Feuilletonismus psychologisch verklärt. Für unsere Echtheiten beginnt sich aber die Berliner Warenhauskundschaft zu interessieren. Adele Sandrock ist im Bazar des Herrn Reinhardt ausgestellt. Denn man muß dort neuestens auch Leoparden haben, nachdem so lange nur Konservenbüchsen, orthozentrische Kneifer, Krawatten und Tischlampen verlangt worden sind. Die Berliner sind auf den Geschmack der Persönlichkeiten gekommen, der märkische Sand hat Verständnis für die Schönheit der Berge, und der feuerspeiende Matkowsky, dessen Schlacken wertvoller sind als alle Schätze des naturalistischen Flachlands, fühlt sich nicht mehr vereinsamt. Wenn jetzt auch Girardi hinübergeht, so ist das eine für uns schmerzliche Theatersache, nicht weniger fühlbar im Wiener Kunstleben als der Abgang eines der letzten Burgtheatergroßen.

Nur, daß der Abgang Girardis eben doch mehr als eine Theatersache bedeutet. Denn er bedeutet, daß Wien selbst nach Berlin gegangen ist. Wie groß muß der Überdruß am Österreichischen sein, wenn auch schon Österreich aus Osterreich auswandert! Lebt ein Körper noch, der die Umzapfung seines Blutes tonlos erträgt? Ich habe kein Gefühl für den stolzen Besitz der Ringstraße an sich selbst, Aber die Ringstraße müßte dieses Gefühl haben. Daß die Donau jetzt über Passau nach Berlin fließt und in die Nordsee mün-

det, ist eine Angelegenheit, die der Donau nahegehen müßte. Aber sie denkt sich: Da kann man halt nix machen, und wenn man den Wienern erzählte, Österreich habe sich nach Königgrätz verpflichtet, den Girardi an Preußen auszuliefern, sie glaubten's und wären nur froh, den Karczag behalten zu dürfen. Und schon geht der Besitzer von Kastans Panoptikum mit dem Plan um, die Ambraser Sammlung zu erwerben, und der Gemeindevorstand von Rixdorf hat beschlossen, zur Belebung der Gegend den Wienerwald anzukaufen. Und wenn schließlich alle österreichischen Schätze, Besonderheiten, Vorzüge und Fehler in preußischem Besitz sind, dann erst wird es sich bewahrheiten, daß der Wiener nicht untergeht; er geht nämlich über ... Und während Berlin, das den musikalischen Genuß bisher nur in Form des Grammophons gekannt hat, sich allmählich auch den Luxus der Musik gönnt, geben uns Wienern von dem lieben Menschen Alexander Girardi nur mehr ein paar Grammophonplatten Kunde. Er war Lokalpatriot genug, uns vor seiner Obersiedlung etwas hineinzingen. Ich lasse mir die alten Lieder manchmal aufspielen, denn, klangen sie stets wie der Abschied versinkender Herrlichkeit, so gibt ihnen jetzt das Geräusch des von der Maschine eingefangenen Lebens einen schaurig ergreifenden Ton. »Doch sagt er, lieber Valentin, mach keine Umständ, geh —« und vor allem: »Ein Aschen!— Ein Aschen!«

Karl Kraus.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**